

KULTURKALENDER

Best of Wagner

Er ist der erfolgreichste Lyriker seiner Generation: Jan Wagner, geboren 1971, stellt heute um 19.30 Uhr im Deutschen Literaturarchiv Marbach seinen neuen Auswahlband „Selbstporträt mit Bienenschwarm“ vor. Er ist am Montag im Hanser Verlag erschienen und vereint das Beste aus anderthalb Jahrzehnten des poetischen Schaffens des Berliner Lyrikers, der voriges Jahr den Preis der Leipziger Buchmesse gewann.

Vom Lügen und Gendern

Mit dem literarisch-musikalischen Abend „Rüden haben kurze Beine“ kommen Tim Boltz und Corinna Fuhrmann am Freitag, 5. Februar, 20 Uhr, in der **Bietigheimer** Kleinkunstkeller. In der – so die Veranstalter – „neuartigen und irrwitzigen Leseshow“ unternehmer der Literatur-Comedian und Bestseller-Autor Tim Boltz einen „Erklärungsversuch, warum Männer schlechte Lügner sind und Frauen daran Schuld haben“. Corinna Fuhrmann begleitet und interpretiert Textpassagen am Klavier.

Maulwurf aus Austria

„Vom kleinen Mann, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf g'schissen hat“ berichtet Severin Groebner am Freitag, 5. Februar, 20 Uhr, in der **Kornwestheimer** Kleinkunstbühne Casino. Der Träger des Österreichischen Kabarettpreises stürzt sich in seinem Solo kopfüber in die Gesellschaft und fragt nach oben und unten, wobei er Bauarbeiter und Werbeagenten, Architekten und ITler, Politiker und Prostituierte, Konzernchefs und Security-Sheriffs auftreten lässt.

Von Bach bis Hindemith

Petra Meseck (Klavier) und Martin Hess (Cello) geben am Sonntag, 7. Februar, 16.30 Uhr, ein Kammerkonzert in der **Tammer** Bartholomäuskirche. Die beiden Musiker leben in Weimar, wo sie an der Franz-Liszt-Musikhochschule studiert haben. Seit 2007 musizieren sie als Duo. In Tamm interpretieren sie Solo- und Duo-Literatur, darunter Bachs sechste Cello-Suite in D-Dur, Schumanns „Fünf Stücke im Volkston“ und ein einsätziges Werk von Paul Hindemith. Vor dem Konzert werden ab 15 Uhr im Chor Kaffee und Kuchen kredenzt. (red)

MÄZENATENTUM

Liebhaberin schreibt Lyrikpreis aus

Die Liebe zum Gedicht hat Petra Schmidt-Hieber schon als Schülerin gepackt - und nicht mehr losgelassen. Jetzt hat die pensionierte Gymnasiallehrerin aus Gerlingen einen Lyrikpreis ausgeschrieben. Bewerbungen sind seit kurzem möglich.

GERLINGEN

VON STEFFEN PROSS

Es waren die großen Franzosen, die Petra Schmidt-Hiebers Neigung zur Lyrik weckten: Baudelaire, Verlaine, Mallarmé, Apollinaire oder Rimbaud. Und eine Lehrerin, die ihrer Schülerin Gedichte nahelegte, „ohne sie totzuinterpretieren: Von Poesie bleibt nichts übrig, wenn man ihre Schönheit nicht genießen kann“. Petra Schmidt-Hieber muss es wissen – sie hat selbst ein Berufsleben lang Schüler unterrichtet. Und sie befürchtet, dass es trotz ihrer Begeisterung fürs Thema „nicht für jeden Zehntklässler toll war, wenn ich ihm mit Verlaine daherkam“.

Denn Lyrik hat es schwer, nicht nur bei Schülern, auch bei Verlegern: Die zieren sich, Gedichtbände zu drucken – und denken dabei ihrerseits ans Publikum, dem sie kaum noch anderes als Romane zutrauen. Es sei nicht zu glauben, wie schwierig es heutzutage für Dichter geworden sei, überhaupt veröffentlicht zu werden, sagt Schmidt-Hieber. Deshalb war, als sie sich erst einmal entschlossen hatte, einen Teil ihres Vermögens in eine nach ihr benannte Literaturstiftung einzubringen, auch schnell beschlossene Sache, einen Lyrikpreis einzurichten. Einen, der speziell Dichter aus Baden-Württemberg fördern soll und am liebsten Talente statt arrivierter Autoren.

Allerdings müssen die Lyriker, die sich bei der Petra Schmidt-Hieber Literatur-Stiftung bewerben wollen, ihre Talentprobe bereits bestanden haben. „Ich will keine Fest- und Familiengedichte auszeichnen“, begründet die Preis-Stifterin, weshalb sie nur Bewerber zulässt, die bereits Gedichte veröffentlicht haben, und zwar nicht im Selbstverlag. Vier bis acht Gedichte sollen die Aspiranten einreichen, mit im Idealfall zwischen 25 und 30 Zeilen – Epigonen

LEAR'scher Limericks und Schiller'scher Balladen sind außen vor.

Wobei Petra Schmidt-Hieber ihren Baudelaire zwar immer noch auswendig deklamieren kann – „Souvent, pour s'amuser, les hommes d'équipage/ Prennent des albatros, vastes oiseaux des mers“, zitiert sie wie nebenher den „Albatros“, das wohl berühmteste Gedicht der Sammlung „Spleen et idéal“ –, als Leserin seit ihren Pennälerzeiten aber doch verstärkt auf deutschsprachige Lyriker umgesattelt hat. Auch Symbolisten sind ihre Lieblingsdichter nicht mehr – Schmidt-Hieber führt Ernst Jandl und Friederike Mayröcker an, also ein Dichterpärchen, dessen eigensinnig-experimentelle Poesie im Konkreten und im sprachlichen Material wurzelt. Allerdings: Mayröckers und meist auch Jandls Lyrik hält am (sprachlichen) Bild fest – Gedichte, die ohne Metaphern auskommen, die, wie sie sagt, „dadaistisch“ sind, mag Petra

Schmidt-Hieber weniger: „Damit habe ich Schwierigkeiten.“

Was, dies ist der Stifterin bewusst, in erster Linie eine Frage des persönlichen Zugangs ist. Ins Geschäft des von ihr eingesetzten und mit fünf einschlägig bekannten Fachleuten besetzten Preisgerichts will sie sich deshalb nicht einmischen. Zwar pflege sie guten Kontakt zu ihren Juroren, doch über die Preisvergabe entschieden diese allein – weshalb auch ein Juror bei der Preisverleihung die Laudatio halten wird. Schmidt-Hieber will sich dabei auf Ausführungen über ihr Lyrik-Verständnis beschränken – ausgehend von Baudelaire's „Albatros“.

Der Preis selbst ist übrigens nach Schmidt-Hiebers Wohnort benannt, heißt also Gerlinger Lyrikpreis – was der Stadt durchaus zur Ehre gereicht. Bisher haben etwa 20 Bewerber Gedichte eingesendet, größtenteils von hoher Qualität, findet Petra Schmidt-Hieber. Unterdessen denkt sie bereits über die nächste Ausschreibung in zwei Jahren nach. Vielleicht will sie dann ergänzend auch einen Förderpreis vergeben – und die Juroren ohne Kenntnis der Autorennamen über die Bewerbungen entscheiden lassen.

Will vor allem Nachwuchslyrikern eine Chance geben: Petra Schmidt-Hieber.

Foto: Holm Wolschendorf



LYRIKPREIS
Renommierte Juroren vergeben 5000 Euro

Der von Petra Schmidt-Hieber gestiftete Lyrikpreis ist mit 5000 Euro dotiert und soll alle zwei Jahre verliehen werden. Die erste Preisverleihung findet am 6. Oktober in der Gerlinger Stadtbibliothek statt. Bewerbungen sind noch bis 30. April möglich – und zwar nur auf dem Postweg an die Petra Schmidt-Hieber Literaturstiftung, Postfach 100252, 70827 Gerlingen. Die genaue Modalitäten finden sich auf der Internet-Seite gerlinger-lyrikpreis.de. Der Jury gehören der Heidelberger Kritiker und Herausgeber Michael Braun, die Stuttgarter Kulturjournalistin Irene Ferchl, der Heidelberger Lyriker und Übersetzer Hans Thill, der Betreiber des Online-Portals literaturcafe.de, Wolfgang Tischer (Neubulach), sowie der Tübinger Verleger und Lyriker Henning Ziebritzki an. (pro)

Gleich drei Seelen, ach, in einer Brust

Roberto Capitoni zieht im Kleinkunstkeller deutsch-italienische Klischees durch den Kakao

BIETIGHEIM-BISSINGEN

VON FRANK KLEIN

Es ist einer dieser Tage im Leben des Roberto Capitoni. Schon die Zugfahrt vom heimischen Koblenz nach Bietigheim-Bissingen, wo er am Abend im Kleinkunstkeller sein Comedy-Programm „Ein Italiener kommt selten allein oder: Amore in allen Lebenslagen“ vorstellt, wird zur Leidenschaft. Züge haben Verspätung oder fallen aus, und aus hygienischen Gründen traut sich Capitoni nicht, die Zugtoiletten zu benutzen. Schließlich schafft er es trotz aller Widrigkeiten rechtzeitig zu seinem Auftritt, doch nun macht ihm die Lichtanlage einen Strich durch die Rechnung. „Eine Sicherung ist ausgefallen“, berichtet der Bietigheimer Kulturamtsleiter Stefan Benning dem Publikum im gut gefüllten Kleinkunstkeller.

„Zwei Nationen in einem Kopf, das ist wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde.“

Roberto Capitoni, Deutscher, Italiener – und Schwabe

Erst nach einer Viertelstunde ist der Defekt behoben. Roberto Capitoni tritt dennoch gut gelaunt auf die Bühne und erweist sich schnell als ausgemachter Dampfplauderer. „Stromrechnung nicht bezahlt?“, greift er die Panne

auf. „Dann macht es einfach wie in Italien: Zapft den Strom beim Nachbarn ab.“

Die Thematisierung italienischer Eigenheiten ist ein wichtiger Bestandteil in Capitonis Programm. „Zwei Seelen wohnen“, ach, in meiner Brust“, dichtet der zerrissene Goethe einst in seinem „Faust“. Capitoni kennt dieses Gefühl aus eigener Erfahrung. „Zwei Nationen in einem Kopf, das ist wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde.“ Hinzu kommt, dass Capitoni zeit seines Lebens gleich auf drei Hochzeiten tanzt: Er ist Deutscher, Italiener – und natürlich, auch wenn er heute in Koblenz lebt, ein waschechter Schwabe. Ein Deutsch-Italo-Schwabe, wie er es augenzwinkernd formuliert.

Diese Gemengelage ist, vor allem für Capitoni selbst, ein wenig verwirrend. Das fängt

schon bei der Suche nach einem geeigneten Auto an. Ein sportlicher Alfa Romeo? Ein solider Mercedes? Oder doch lieber das angebliche schwäbische Statussymbol, die Fahrgemeinschaft?

Sein Papa gab ihm so viele italienische Vornamen, „dass ich im Taufbecken mein Seepferdchen gemacht habe“. Immer wieder stiftet auch sein Onkel Luigi Verwirrung, das Oberhaupt des sizilianischen Familienzweigs, der für alle Lebenslagen eine Weisheit parat hat. Beispiel gefällig? Bitte: „Wenn du ein Problem hast, lass es wie einen Unfall aussehen!“ Sein Onkel sehe aus wie Luciano Pavarotti, erzählt Capitoni – „nur dick“.

Onkel Luigi kann der schwäbischen Mentalität so gar nichts abgewinnen und versucht immer wieder, aus

seinem Neffen einen anständigen Italiener zu machen – ohne Erfolg. Schon bei seiner Geburt zeichnete sich ab, dass Capitoni die schwäbische Mentalität tief verinnerlichen würde. Eigentlich habe er im Bauch seiner Mutter bleiben wollen, verrät er. „Mir ging es da gut. Ich hatte zu essen und zu trinken, ich konnte schwimmen. Erst als jemand mit einem Bausparvertrag gewedelt hat, bin ich rausgekommen.“

Allerdings können ihm auch seine schwäbischen Landsleute mit ihrem Putzmittel gehörig auf die Nerven gehen. „Es gibt Momente, da schäme ich mich wirklich, Schwabe zu sein. Zum Beispiel, wenn ich im Radio die Werbung für Seitenbacher-Müsl hörte.“ Vielen Schwaben dürfte es da ganz ähnlich gehen.

Ein „humanes Gehäuse für die Körperlichkeit des Zettels“

MARBACH

VON HARRY SCHMIDT

Mit der Eröffnung des Literaturmuseums der Moderne im Januar 2006 hat auf der Marbacher Schillerhöhe eine neue Zeitrechnung begonnen. 60 Ausstellungen haben seitdem über eine halbe Million Besucher angezogen. Zum Auftakt der Feierlichkeiten zum zehnjährigen Bestehen hatte Museumschefin Heike Gfereis jetzt zu einem Architektur-Philosophie-Gespräch geladen.

Gleich mehrere Protagonisten aus der Gründungszeit des Museums waren der Einladung gefolgt: Der Regisseur Dieter Zimmermann, der 2006 einen Film über das Limo gedreht hat, illuminiert mit Philipp Contag-Lada unter dem Titel „Luftzüglicherlesen“ noch nie beschriebene Wände des Museums und rückt mit fünf Kurzfilmen, die begleitet zur aktuellen Jubiläumsausstellung „Das bewegte Buch“ gezeigt werden, zuvor unentdeckte Ecken und Kanten in den Fokus. Zur Eröffnung der Lichtinstallationen unterhielt sich Alexander Schwarz von David Chipperfield Architects, einer der seinerzeit federführenden Architekten des Museumsbaus, mit dem Freiburger Philosophen Günter Figal vor rund 40 Besuchern über den Raum als ästhetisches Phänomen und die Gegenwart im Museum.

Was aber ist Raum? Mit dieser Frage war der Einstieg in das Gespräch zwar nicht leichter, es entwickelte sich aber zunehmend instruktiv. Während Figal darauf verwies, dass im Gegensatz zur Zeit, wo die Antworten der Philosophie von Aristoteles bis Heidegger ungefähr gleich ausfielen, bezüglich des Raums so viele Auffassungen wie Philosophen existieren und die in der englischen Sprache bereitstehende Unterschei-

dung zwischen „room“ und „space“ ins Spiel brachte, gab Schwarz Einblicke in grundlegende Entwurfsgedanken: „In ein paar Schritten von den schwäbischen Weinbergen an den Berliner Alexanderplatz“ zu führen, umschreibt die ungewöhnliche, fast unwahrscheinliche Aufgabenstellung, die das Marbacher Museum als „Raum des Übergangs“ mit sich brachte, und erläutert die subtile Entwurfsstrategie der „sanften Schritte“, in der sich Prinzipien von Addition und Subtraktion durchdringen, der fließende, durch Teilung organisierte Raum, wie ihn Mies van der Rohe propagierte, und die Idee einer Reihung von Kuben.

Hört man, wie bedacht Schwarz seine Worte wählt, etwa als er von der „leisen Message“ der Materialität des Hauses spricht und postuliert, dass Architektur auch Hintergrund werden können muss, wird einem klar, was für ein Glücksfall das Limo ist. Ganz zu Recht konstatiert Figal, dass die „belebende Erfahrung“, die ein Besuch in diesem Museum sei, die gelungene Begegnung mit den Exponaten auch ein Erfolg der Raumorganisation ist, die sowohl Abstand zulasse als auch Annäherung erlaube. Korrespondierend dazu attestiert Gfereis dem Gebäude aus ihrer Praxis heraus ein ideales Verhältnis der Proportionen zu den Dimensionen der Exponate: Obwohl es keine verbindliche Hierarchie der Räume gibt, entsteht durchs Spiel unterschiedlicher Kubaturen und Deckenhöhen eine unterschiedliche Differenzierung verschiedener Raumsegmente. Schmunzelnd spricht Schwarz von den Schwierigkeiten der Präsentation der „Flachware“ und findet ein schönes Bild für das Limo: ein humanes Gehäuse für „die Körperlichkeit des Zettels“.



Drei Seelen, drei Gesichter: Roberto Capitoni ist Italiener, Deutscher – und Schwabe.

Fotos: Alfred Drossel